Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 31 (1949)

Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 23. September 1949 | Erscheint jeden Freitag | 31. Jahrgang Nr. 38

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Eidgenössisches

El. St. Die Abstimmungen und Wahlen vom 11. September haben einige Resultate ergeben, die zu denken geben. Daß in den Kantonen, wo außer über einige kleinere Vorlagen in erster Linie über die Initiative gegen die Vollmachten abgestimmt worden ist, die Stimmbeteiligung eine ganz bedenklich schlechte war (bis nur 40 Prozent) registrieren wir Frauen mit einiger Verwunderung, da unseres Wissens die stimmfähigen Schweizer an ihren politischen Pflichten der Ausübung ihrer demokratischen Rechte nicht durch die Belastung durch den Haushalt verhindert sind, wie man das als stichhaltigen Grund gegen die politischen Rechte der Frau immer wieder anführt.

Der Kanton Zürich hat im zweiten Wahlgang, nach einer hitzigen und nicht immer ganz fairen Wahlkampagne Gottlieb Duttweiler mit einem großen Mehr dem Kandidaten der Landwirtschaft, Meyer, als seinem zweiten Vertreter im Ständerat vorgezogen. Die Gründe zu dieser Wahl sind deshalb bezeichnend, weil „Dutti" auch in solchen Kantonsteilen ein Stimmenmehr aufwies, die normalerweise eigentlich dem Vertreter der Landwirtschaft hätten Gefolge leisten müssen. Die „N. Z. Z." nennt Duttweiler in einer Würdigung des Wahlergebnisses „das Idol der Konsumenten". Wenn man vielleicht die Einstellung großer Konsumentenkreise nicht gerade mit einem so großen Wort zu bezeichnen braucht, so ist es ganz sicher, daß der Wunsch dieser Kreise ganz energisch dahin ging, ihn wieder in Bern als Vertreter ihrer Interessen zu haben, da alles das, was man sonst Volkswirtschaft nennt in unseren Räten reichlich vertreten ist. Dabei sei ja die Frage erlaubt, ob gerade für die Arbeit und diesen Einsatz Duttweilers der Nationalrat nicht das bessere Terrain war?

Item, dem sei wie es wolle, seine Wahl läßt deutlich erkennen, daß die Wähler, die aus allen politischen Kreisen stammen am 11. September in erster Linie als Konsumenten demonstriert, und nicht als Parteipolitiker pariert haben. Denn — man mag sich zu einigen Methoden und Vorgehen Duttweilers einstellen wie man will: eine Tatsache kann ihm niemand streitig machen, daß er seit dem Ersten Weltkrieg trotz ständig zunehmender Teuerung des Lebensunterhaltes es fertig gebracht hat, nicht nur einige lebenswichtige Nahrungsmittel zu verbilligen, sondern darüber hinaus auch dem finanziell bescheidenen Haushalt durch Vermittlung billiger „Zusätzlichkeiten" eine größere Variation in der Lebenshaltung zu ermöglichen, wobei er als Vermittler vieler unserer Landesprodukte sicher auch seine Bedeutung für unseren Obst- und Gemüsebau hat.

Das Resultat betreffend die Vollmachtenordnung ist symptomatisch für die Stimmung im Volk, und eine erneute ernste Mahnung an die Behörden. Ein Ja-Mehr hat größeres Gewicht als ein Nein-Mehr, und der Umstand, daß der Stimmenunterschied nicht sehr groß war, läßt erkennen, daß viele Bürger sich bewußt waren, daß es eben gilt, den weisen Mittelweg zu finden, der einerseits des Bundesrates allzu weitgehende Omnipotenz unterbindet und ihn anderseits doch instand setzt, dringende Angelegenheiten so erledigen zu können, daß ihre Verzögerung durch langwierige Abstimmungen nicht wichtige Geschäfte in ihrer Wirkung verhindert. Aber das Schweizervolk ist ja vernünftig, es verlangt nur, daß man in Bern den verfassungsmäßigen Boden nicht verläßt und nicht vergißt, daß es letzten Endes der Souverän ist und ihn zu bleiben im Sinn und vor allem den Wunsch hat, volles Vertrauen in seine Behörden haben zu können, wie es ja bei uns immer der Fall war bis zu den jüngsten Anzeichen einer Vertrauenskrise.

Wenn wir zum Schluß noch der Rede von Bundesrat Rubattel am Comptoir in Lausanne rasch gedenken, so freuen wir uns, wenn auch er der Meinung ist, daß Selbständigkeit und Eigen-Verantwortlichkeit in vermehrtem Maß den Schweizer zieren würden, und hoffen, daß er diese Meinung auch dann vertritt, wenn gar zu viele Ansuchen um Subventionen und Bundeshilfe im «palais fédéral» einlaufen.

Bürgenstock-Konferenz

I.

G. D.-R. Die Personalkonferenz auf dem Bürgenstock, die der Schweizer Verband Volksdienst alljährlich — nun schon zum 12. Mal — durchführt, bekam diesmal durch das herrliche Herbstwetter besonderen Glanz. Die großzügige Behaglichkeit des Palacehotels, die Blumenpracht der Terrassen und Gärten, der zwischen den Tannen heraufleuchtende See bildeten den glückhaften Rahmen für das Zusammensein der etwa 200 Frauen und Männer, die die Verantwortung für das Gedeihen des großen Werkes tragen. Eine wechselnde Zahl von Gästen, unter denen die Auftraggeber des Verbandes erfreulich stark vertreten waren, gesellte sich dazu. Ein reichdotiertes, wohlabgewogenes Vortragsprogramm führte während sechs Tagen die Volksdienstgemeinde unter der sanft-bestimmten Leitung ihres Präsidenten Dr. Ernst Kull durch reiche Gefilde wertvoller Belehrung, die mit nimmermüder Empfänglichkeit aufgenommen wurde. Auch diesmal war es gelungen, hervorragende Referenten zu gewinnen, die aktuelle Probleme von den verschiedensten Standpunkten beleuchteten. Im Vordergrund standen einerseits wirtschafts- und sozialpolitische Fragen, anderseits Betrachtungen über die menschlichen Beziehungen im privaten und beruflichen Leben.

In seinen einleitenden Worten legte der Präsident die heutige Situation des Verbandes dar. Wenn auch die Wohlfahrtsbetriebe, die der Volksdienst führt, von der beginnenden Krise in der Industrie noch nichts zu spüren bekommen haben, so werden vielleicht doch die Auftraggeber des Verbandes in absehbarer Zeit gezwungen sein, ihre Sozialausgaben einzuschränken; darum muß der Volksdienst seine Betriebsführung immer wieder streng überprüfen. Er führt heute etwa 170 Betriebe, die meisten im Auftragsverhältnis, nur die Soldatenstuben auf eigene Rechnung. Seine drei Richtpunkte sind Alkoholfreiheit, Gemeinnützigkeit im Rechnungswesen und politische und konfessionelle Neutralität. Der Verband hat einen Jahresumsatz von mehr als 21 Millionen Franken und beschäftigt etwa 1500 Arbeitskräfte. Er dürfte also wohl der größte „Gastwirt" der Schweiz sein. Er möchte aber nicht nur für das leibliche Wohl seiner Gäste und seiner Mitarbeiter sorgen; sondern er möchte auch eine erzieherische Aufgabe erfüllen und immer jenes Tröpflein Oel bereit halten, das jedes Werk geschmeidig macht. Dr. Kull gedachte auch der hochverehrten Gründerin des Werkes, Frau Dr. Else Züblin-Spiller, die ja allen ihren Mitarbeitern immer noch so lebendig zur Seite steht, wie man es selten mit einem Menschen erlebt.

Für die Darlegung aktueller Probleme der schweizerischen Landwirtschaft hatte man Herrn Nationalrat Rud. Reichling (Stäfa) gewonnen. Durch Abwanderung der Arbeitskräfte in die Industrie und durch die rege Bautätigkeit verschwinden jährlich etwa 100 bäuerliche Betriebe und 2000 Hektaren Kulturland. Die der Landwirtschaft zugewiesenen Arbeitskräfte sind größtenteils nicht vollwertig; es kann mit ihnen nur eine extensive Bewirtschaftung durchgeführt werden. So ist die Ackerfläche, nach Hinfall der Anbaupflicht, von 365 000 Hektaren auf 265 000 Hektaren zurückgegangen. Die Erhaltung einer leistungsfähigen Landwirtschaft und eines gesunden Bauernstandes ist nicht nur volkswirtschaftlich, sondern auch politisch wichtig. Die moralische Kraft des Bodens spielt in der Abwehr gegen den Kommunismus eine große Rolle. Durch den Rückgang in der industriellen Konjunktur werden nun freilich wieder Arbeitskräfte in die Landwirtschaft zurückkehren; doch sind es nicht immer die besten Kräfte, und eine Umstellung vom extensiven zum intensiven Betrieb ist ja auch nicht so einfach. Ein Mehranbau ist zudem unserer Exportindustrie unerwünscht, denn sie hat ein Interesse an einer möglichst großen Einfuhr. Heute besteht aber ein Drittel dieser Einfuhr aus Konkurrenzprodukte, unserer Landwirtschaft. Unser Export, der 32 Prozent unserer gesamten Produktion ausmacht, ist kolossal krisenempfindlich, besonders da er auch viele Luxusprodukte umfaßt. Die Landwirtschaft ist deshalb zu starker Rücksichtnahme auf die Wünsche der Exportindustrie gezwungen. Wenn also unsere Landwirtschaft, die mit den großen Agrarländern nicht konkurrieren kann, vom Staate einen gewissen Schutz verlangt, so steht sie damit nicht allein; auch Gewerbe und Industrie genießen solchen Schutz. Die landwirtschaftliche Gesetzgebung soll die Erhaltung der lebensfähigen Betriebe ermöglichen und soll den Bauern und den bäuerlichen Angestellten ein einigermaßen befriedigendes Auskommen sichern. Zum Glück ist ja bei uns die Freude an der Landwirtschaft doch noch nicht ausgestorben, und der Drang zur Weiterbildung an landwirtschaftlichen Schulen ist groß, so daß gewisse Schutzmaßnahmen wohl gerechtfertigt sind.

Prof. Dr. Hans Mötteli (Winterthur), der im Begriff steht, aus der Praxis in die akademische Laufbahn überzutreten, erzählte sehr interessant aus den 25 Jahren seiner Mitarbeit in der Industrie. Bei Gebrüder Sulzer in Winterthur, als Sparexperte im Bundeshaus und als kaufmännischer Direktor der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon hat er Erfahrungen verschiedenster Art gesammelt. Er betonte besonders, wie wichtig es sei, jeden Arbeiter am richtigen Ort einzusetzen und eine Atmosphäre zu schaffen, in der jeder einzelne, auch wenn seine Teilleistung noch so klein ist, sich dem gemeinsamen Werk verbunden fühlt.

Ueber soziale Maßnahmen zum Schutze der Arbeiterschaft referierte Nationalrat K. Geißbühler (Bern-Lausanne), der Leiter der Schweiz. Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus. Er schilderte die Entwicklung der Fabrikarbeit und der Schutzgesetze. Die Zeit der Kinderarbeit in den Fabriken, des 16stündigen Arbeitstages, der Taglöhne von höchstens 4 Fr., der großen Kinder- und Tuberkulosesterblichkeit ist längst überwunden. Eine moderne Gesetzgebung, Normal- und Gesamtarbeitsverträge, Einigungsämter und Gewerbegerichte, Unfallversicherung und spezielle Schutzmaßnahmen für die Frauen wachen über das Los des Arbeiters. Immer häufiger wird ihm auch ein Mitspracherecht im Betrieb eingeräumt. Doch sind noch manche Wünsche offen. Mit besonderem Nachdruck wies der Redner darauf hin, wie wichtig die Ausbildung der Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen sei. „Von der Tüchtigkeit der Frau hängt die Existenz der Nation ab." Die geordnete Familie bietet den besten Schutz gegen die materielle und seelische Aushöhlung durch die Vergnügungsindustrie und gegen den Alkohol, dem unser Volk jährlich 820 Millionen opfert.

Dr. John Brunner (Zürich) gab in seinem Referat über „Die Förderung der Handelsbeziehungen mit dem Ausland" einen interessanten Einblick in die Tätigkeit der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung, als deren I. Sekretär er amtet. Wir greifen nur weniges heraus. Etwa 25—30 Prozent der schweizerischen Berufstätigen hangen von der Exportindustrie ab, die jährlich für 3,3 Milliarden Franken exportiert. Die Schweiz hat mit 48 Staaten Handels- und Niederlassungsverträge abgeschlossen. Aber die goldene Zeit des freien Handels- und Zahlungsverkehrs ist vorbei. Der Export ist durch Zahlungs- und Clearingabkommen sehr erschwert und vom Import abhängig gemacht. Eine wertvolle Unterstützung ist die staatliche Risikogarantie, die dem Staat bis jetzt keine großen Verluste gebracht hat. Die Zentrale für Handelsförderung steht in Verbindung mit den Gesandtschaften und Konsulaten und mit den schweizerischen Handelskammern im Ausland. Sie führt auch ein Branchenregister der schweizerischen Produktion, das etwa 30 000 Artikel enthält. Ihre Aufgabe ist es auch, für eine würdige Vertretung der Schweiz an Messen und Ausstellungen im Ausland zu sorgen. Eine neuartige Aufgabe steht

---

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten 5

Von Helene Böhlau.

In einer Pause, die sie im Spiel machten, sagte der Maler: „Bei euch, wenn man von der Chaussee abbiegt — wissen Sie, Förster, gerade wo der Ettersburger Forst den Zwickel macht, — da stehen drei ungeheuer traurige Bäume, — kennen Sie die?"

Schlimpimperlein lachte, der kam das komisch vor. „Ja, ja mag sein," meinte der Förster, „Bäume haben oft so etwas — — so etwas — —." Der Förster kam nicht weiter und schaute na oenlich vor sich hin.

„Riesig traurig", wiederholte der Maler. „Ich weiß nicht, ich bin doch sonst so weit hasenrein in der Beziehung, aber mir legt sich's immer sonderbar auf den Buckel, ordentlich naß, wenn ich an den Bäumen vorüberkomme. Sie stehen da, als wenn sie über etwas Entsetzliches nachgrübelten."

Schlimpimperlein hatte ihre Arbeit sinken lassen, und auf ihr süßes Gesicht trat ein ganz weiches, verächtliches Lächeln und sie sagte: „Ja, und da hängt an jedem von den traurigen Bäumen ein Schnupftuch herab, Herr Strobel, zum Tränen abwischen."

„Sehr gut," meinte Heinrich Strobel und lachte, Ludischevadel aber blickte ärgerlich auf ihre Schwester. Sie kannte die drei traurigen Bäume auch und erinnerte sich, wie damals bei der Schlacht von Jena, als der Kanonendonner herüberdröhnte, der Vater unter den Bäumen gestanden hatte und sie wollte nicht, daß jemand ihren guten Freund lächerlich fand. Er war es ihr ganz und gar nicht. — Sie liebte ihn mit einem Gefühl der Hochachtung. Es war so eine ernste Liebe — so eine Liebe wie zwischen Ehegatten, denn Ludischevadel war nicht spielerisch, sie war ein pflichtgetreues ruhiges Mädchen mit einem Herzen wie Gold, und Heinrich Strobel war ein Biedermann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte sich bittersauer bisher durchs Leben schlagen müssen.

Sein Vater war ein kleiner Beamter in Kapellendorf bei Weimar gewesen und hatte seinem Sohn während der Lehrzeit nichts mehr als zwei bis drei Korb Kartoffeln jährlich in die Stadt zukommen lassen können und was über die Kartoffeln ging, das hatte er sich dazu verdienen müssen. Und wie weit es mit Kartoffeln reichte, das läßt sich nachrechnen, wenn man bedenkt, daß der Korb zu damaliger Zeit vierzig bis fünfzig Pfennig im Preise stand. Aber er war über die böse lange Zeit mit Hangen und Bangen und durch die Hilfe gutmütiger Leute und durch Fleiß und Anstelligkeit für alle möglichen Dinge gekommen, durch Nachhilfestunden und Bilderkolorieren im Landes- und Industriecomptoir bei Bertuch und durch Handlangerdienste aller Art, und war ein reputierlicher Portraitmaler und Kupferstecher geworden, der seinen eigentlichen Wohnsitz in Leipzig hatte, aber nach Weimar, Jena und Eisenach seine Portraitreisen machte. Es hatte sich da bei jedesmaliger Wiederkehr etwas für ihn zusammengefunden. Diesmal hatte er sich für längere Zeit in Weimar niedergelassen, weil es auch in Rudolfstadt und Schwarzburg und Umgegend mancherlei zu tun gab und besonders durch Bertuch hatte er einen großen Auftrag bekommen. Ludischevadel hatte also allen Grund, ihren guten Freund hochzuachten. — Sie war stolz auf ihn, und das ärgerte Schlimpimperlein. Sie gönnte der Schwester den Heinrich Strobel. Er war nicht der Mann, den sie sich gewünscht hätte. Er war ihr langweilig. Aber weil sie im Winter so gar nichts hatte, was sie freute, ärgerte sie sich über die beiden, die miteinander sich betaten, als gäbe es nichts Besseres und Schöneres und Vortrefflicheres als Ludischevadel und Heinrich Strobel — und darüber war Schlimpimperlein vollständig andrer Meinung, sehr ungerechter Weise, denn es ist zu bezweifeln, ob sie ein besseres und vernünftigeres Mädchen wie ihre ältere Schwester und einen größeren Biedermann wie ihren künftigen Schwager jemals gesehen hatte.

Aber was fragt so ein schönes Ding wie Schlimpimperlein danach, wenn es Langeweile hat.

Wenn Heinrich Strobel aber von den Weimarschen unten erzählte, da spitzte Schlimpimperlein die Ohren. Herr Gott, was hätte sie darum gegeben, unten in Weimar bei der Tante sein zu dürfen, die sie so gern bei sich gehabt hätte.

Es war in Weimar immerhin noch etwas los; wenn es auch nicht mehr so zuging, wie ums Jahr 1777 etwa, von welcher Zeit die Försterin zu erzählen mußte, so war doch auch um 1808 noch für ein junges lebenslustiges Mamsellchen mancherlei zu hören und zu sehen. Da war gerade jetzt die Zeit der Redouten im Stadthaus und Komödie aller nasenlang und Schlittenfahrten und abends auch in den Bürgerhäusern Tees und Gesellschaftsspiele.

Und das schöne Geschöpf, das seine Schönheit in der Einsamkeit und Langeweile wie eine bange Last umhertrug, litt und quälte sich. Sie waren alle versorgt im Haus, nur sie nicht. Ludischevadel und Heinrich Strobel und die ganze Zufriedenheit in den vier Wänden erregten das heißblütige Ding. Es war die große Herzenseinsamkeit, in der sie lebte, von der die Zufriedenen und Befriedigten nichts wissen und die sie nicht verstehen — und verlachen und nicht beachten.

Um diese Zeit gerade war es dem alten blonden Riesen, dem Förster, wohl in seiner Haut und in seinem Haus.

Der umgangene Bock, der hohe Schnee und der weiße Schneehimmel, der Flockenfall, die Einsamkeit und Weltabgelegenheit besänftigten die heftigen Gefühle und machten dem Behagen und der Zufriedenheit Platz.

Es war ihm so wohl unter seinen Leuten und mit einer großen Zärtlichkeit hing er an seinem jüngsten Kinde, dem Schlimpimperlein, dem einzigen, das noch sein eigen war. Wenn sie etwas mürrisch und gelangweilt durch das Zimmer ging, zog er sie zu sich heran und hielt sie ein wenig an sich gedrückt.

Wie er ihr nachsah, wenn er sie wieder frei ließ! Sie war sein Stolz, sein Glück, das lag so deutlich in seinen offenen Zügen ausgeprägt, — und sie, das kühle Schlimpimperlein, fand diese Zärtlichkeit mindestens sehr unnötig, es kam ihr komisch vor und war ihr peinlich.

Sie verstand ihn nicht.

bevor für die erste internationale Mustermesse in den Vereinigten Staaten, an der die Schweiz nicht als selbständiges Land, sondern als Bestandteil Europas figurieren muß. Durch Plakate, Bücher, Exportzeitschriften und Filme macht die Zentrale auch Kulturpropaganda. Doch will sie mit allen ihren Maßnahmen nur Wegbereiter sein für die persönliche Initiative. Das neue Abkommen, das kürzlich mit Deutschland abgeschlossen wurde, ist ein erster Schritt zur Rückkehr zum freien Handel.

„Jesus"

Die Bibel — Eine Deutung von Leonhard Ragaz. Band 5

Auf Ostern dieses Jahres ist der fünfte Band dieses einzigartigen Bibelwerkes aus dem Nachlaß des großen Denkers und Kämpfers Leonhard Ragaz erschienen. Wer die vorhergehenden Bände, welche das Alte Testament in einer großen Sicht deuten, gelesen hat, wird mit großer Spannung sich der Lektion dieses fünften Bandes, der sich nun dem Neuen Testament zuwendet, hingeben. Hier ersteigen wir ohne Zweifel den Höhepunkt dieser packenden und umfassenden Bibel-Deutung Es ist wohl noch nie ein Buch geschrieben worden, das die Bedeutung, Wesen und Kraft Jesu Christi in solch wahrhaft tiefen und zugleich hohen Weise darzustellen vermochte. Hier weht Höhenluft im besten Sinne des Wortes. Gerade weil Ragaz die Gestalt Christi nicht analysiert und mit wissenschaftlicher Kritik erforscht, gerade weil er nicht ein „Leben Jesu" schreiben will, sondern ihm in der Wirklichkeit des Geistes begegnet und von ihm Zeugnis ablegt, werden wir durch seine Deutung im Tiefsten gepackt. So viele „Leben Jesu" geschrieben wurden und so sehr die „Leben Jesu-Forschung" ihre Bedeutung hat, sie reichen in keiner Weise an das heran, was uns Leonhard Ragaz als reifste Frucht seiner Lebensarbeit in diesem Bande über den Herrn unseres Glaubens, Jesus Christus, zu sagen hat.

Wie wir schon in der Deutung des Alten Testamentes gesehen haben, geht es Ragaz vor allem darum, die großen Linien und Zusammenhänge aufzuzeigen. So wird nun natürlich auch Jesus Christus in den Zusammenhängen der ganzen Schöpfungs- und Menschheitsgeschichte hineingestellt. „Die Weltkrise ist da und die Weltwende. Darin ist beschlossen, die Krise und Wende Israels, seine Erfüllung und Auflösung". Dies wird Ereignis, Geschichte, Wirklichkeit in und durch Jesus Christus. Er führt die Linie der Propheten weiter und zugleich weit über sie hinaus. Er ist der größte der Propheten und doch etwas völlig Neues „Jesus ist die neue Schöpfung. Er ist nicht aus einer Entwicklung ableitbar. Er geht aus Israel hervor und schließt die Kette der Propheten ab und ist doch eine völlig neue Gestalt." Vor allem gilt es aber zu beachten, daß dieses Neue von Gott her in diese Welt hereinbricht wie ein völliges Wunder. Ein Geheimnis umhüllt die Gestalt Jesu. Es gehört zu der Größe der Deutung durch Ragaz, daß er dieses Geheimnis voll stehen läßt und nicht mit menschlicher und sogenannter wissenschaftlicher Anmaßung zu enthüllen und damit zu zerstören sucht. Mit welcher Ehrfurcht und tiefer Ergriffenheit vor dem Göttlichen versenkt sich der wahrhaft wissende und gelehrte Verfasser in herrliche Offenbarung der Welt und des Reiches Gottes!

Wie die Propheten so hat auch Jesus einen Auftrag zu erfüllen. Die Erkenntnis, die ihm geschenkt wird, wird aktuell. „Jesus ist in die Krisis Israels hineingestellt, die auch die Krisis der Welt ist. Für sie erhält er sein Wort — Gottes Wort. Dieses Wort aber heißt: die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist genaht; darum kehret um und glaubet der frohen Kunde." Das Reich Gottes, das schon der Sinn des ganzen Alten Bundes war, ist nun auch der tiefste Sinn im Neuen Bunde und da vor allem im Leben und Wirken Jesu Christi. Das Reich des Vaters, das auch das Reich des Sohnes ist, das in Gegensatz steht zu allen Weltreichen und da wieder besonders zum Römerreich, ist das tiefe, immer wieder hervorbrechende Anliegen des Herrn. Durch Taufe und Versuchung hindurch wird Jesus der Träger des Reiches. In ihm ist Gottes Reich volle Wirklichkeit.

Wie Ragaz nun aus der unerschöpflichen Fülle der biblischen Berichte das Offenbarwerden des Reiches Gottes in der Person des Nazareners immer wieder neu manifestiert, ist schlechthin einzigartig. Hier wird das Bild des Heilandes aller Süßlichkeit und engen Weichlichkeit entkleidet und Jesus als der kämpfende und machtvolle Retter wird in wenigen, aber deutlichen Strichen gezeichnet. Jesus wird wieder aus einer Gestalt der bloßen Religion zudem, was er seinem Wesen nach allein sein kann: Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. „Er bringt nicht Religion, sondern Reich Gottes". Ragaz wird nicht müde, diese Wahrheit in immer neuen Aspekten dem Leser deutlich zu machen. Der Heiland, der Jesus ist, heilt Krankheit wie Armut, geistige wie leibliche Not, inneres wie äußeres Elend. Aber dies nicht nur — freilich das auch — dem einzelnen Menschen gegenüber, wie es in einem engen und pietistischen Sinn oft mißverstanden wurde, sondern auch gegenüber dem Volk, der Menschheit, der Welt. Jesus ist der Heiland der Welt. Es geht nicht nur um die Erlösung der einzelnen Menschen; es geht um die Rettung der Welt, der ganzen Schöpfung. Jesus ist dabei kein Schwärmer oder Phantast. Ihm haftet ein radikaler Realismus an. Die Realität der Not des Volkes und damit der ganzen Welt ruft ihn auf den Plan. Die Realität der Hilfe Gottes treibt ihn in die Not der Menschen hinein. Hier wirkt er nun als einer der Vollmacht hat. Dieses Wirken ist mit keinem andern Wirken zu vergleichen. Es ist Offenbarung Gottes voller Geheimnis. Es hat eine soziale wie eine politische Seite, aber immer in einer neuen und andern Weise als alle Politik und Wirtschaftsordnung der Welt. Auch hier zeigt sich die revolutionäre Art der Bibel. In Jesus wird die Revolution der Welt und des Menschen zur vollendeten Tatsache. Daß dies durch die Jahrhunderte hindurch von der christlichen Kirche mißachtet wurde, ist ein Grund ihrer Verweltlichung und Ohnmacht.

Ganz wunderbar ist auch wie Ragaz die biblischen Berichte, auch da wo sie uns unverständlich sind, einfach stehen läßt. Trotzdem Ragaz aller Vergottung und Vergötzung der Bibel ein klares Nein entgegenstellt und eindringlich warnt, den Buchstaben wichtiger zu nehmen als den Geist, hat er doch eine tiefe Scheu vor dem Zeugnis der biblischen Schriften, die ihm auch jahrzehntelange bibelkritische Arbeit nicht zu rauben vermochte.

Das zeigt sich besonders auch in der Stellung zur sogenannten Wunderfrage. Wo das Reich Gottes Wirklichkeit ist, da gibt es gar keine Wunderfrage mehr. Es ist selbstverständlich, daß der Anbruch des Gottes Reiches bereits Wirklichkeit hervorzusagen aus den Angeln hebt. „Das Wunder ist ein Zeichen. Es ist ein Zeichen, daß der lebendige Gott waltet, ein Zeichen, das seinen Sinn und Wert als Protest gegen den Scheinmechanismus und die Scheingenügsamkeit des gewöhnlichen Weltverlaufs hat. Das Wunder ist ein Zeichen des Hervortretens des Reiches Gottes in Erweisungen seines Sinnes und seiner Kraft, die über das Wesen und die Möglichkeiten der bloßen natürlichen und gegebenen Welt hinausgehen." „Das Wunder ist eine Weissagung dessen, was sein wird, wenn das Reich Gottes fortschreitet." „Das Wunder ist die Vollmacht Gottes, die Jesus verliehen ist." „Das Wunder stößt von ihm und vom Reich aus, wie Luft und Licht strömen!" Wie hier ein großer Gelehrter, der tief hineingeschaut hat in die wissenschaftliche Welterkenntnis, in einem kindlichen Glauben dem machtvollen Walten Gottes in Christus Raum gibt, ist auch an und für sich eine sinnvolle Deutung der geistigen Lage der Menschheit in der Gegenwart.

In einem zweiten, viel kürzeren Teil befaßt sich der Verfasser mit dem Umschwung des siegenden, triumphierenden zum leidenden und sterbenden Christus. Das geschieht wieder von höchster Warte aus. Es ist wirklich eine schlichte und doch großartige Deutung eines entscheidenden Weltgeschehens. Es mußte zum Kampf kommen. Denn Israel, ja die Welt, auch die fromme, religiöse Welt, wollte nicht hören, umkehren, gehorchen. „Ihr habt nicht gewollt." Das Verhängnis muß sich erfüllen — nicht als Fatum, sondern als Sinn der Geschichte, zum Heil und zur Rettung der Menschen und der Welt.

Im dritten Teil wird in meisterhafter Beschränkung Niederlage und Sieg, Karfreitag und Ostern als Angelpunkt der Weltgeschichte geschildert. Auch hier steht Ragaz über aller verengenden und starren Dogmatik. Es geht wirklich um Tod und Leben, um Niederlage und Sieg, wie sie sich sonst nirgends in der Welt ereignet haben. Wieder staunen wir über die kindlich glaubensstarke Bewertung des Osterzeugnisses, das aller menschlichen und wissenschaftlichen Kritik zum Trotz voll und ganz stehen gelassen wird. Die wirkliche Auferstehung Jesu ist die notwendige und vollendete Offenbarung des Reiches Gottes.

Mögen recht viele andächtige Leser durch die Deutung von Ragaz ein neues und lebendiges Verhältnis zu Jesus Christus gewinnen und dadurch Freude und Zuversicht für ihr Leben erlangen!

St. Martig, Pfarrer

Nochmals Lingiade in Stockholm

Im Rahmen dieses Turntreffens wurde zum erstenmal eine Massendemonstration des Hausfrauenturnens vorgeführt. 1942 begann eine Gruppe mit 17 Teilnehmerinnen im Sinne Per Henrik Lings, des schwedischen Turnpioniers 1776 bis 1839, zu arbeiten. Heute bestehen allein in Stockholm 108 Frauenturngruppen mit etwa 3000 Mitgliedern, in ganz Schweden etwa zehnmal mehr. Die Uebungen sind besonders für die Hausfrauen ausgewählt. Da diese viele Arbeiten in gebückter Stellung verrichten müssen, haben sie Streckübungen nötig, als Ausgleich zum vielen Stehen sind Beinübungen vorteilhaft. Aus allen sozialen Schichten, von der 20- bis zur 70jährigen, strömen nun die Hausfrauen jede Woche in ihre Turnstunde, und wenn man ihre frohen Gesichter gesehen hat so weiß man, daß hier nicht nur für den Körper, sondern auch für das Gemüt gesorgt wird.

Es war für uns Schweizerinnen erstaunlich, daß sich 5000 Schwedinnen bereit erklärten, das Hausfrauenturnen öffentlich vorzuführen. Wieviel Ueberredungskünste würde dies bei uns brauchen! Aber nicht genug mit der Vorführung, die Frauenturnerinnen mußten sich schon drei Tage vorher in Stockholm einfinden, um Einmarsch und Aufstellung, sowie die Uebungen zur Musik miteinander zu üben. Die Stadt mußte zu diesem Zweck ein neues riesiges Stadion erstellen, da das 1912 für die Olympischen Spiele erbaute zu klein wäre. Ueberall in der Stadt warben Plakate um den Besuch dieser Veranstaltung und zeigten, daß diese einen sehr wichtigen Platz im Reigen der Lingiade-Vorführungen einnahm. Sie wurde auch noch um einen Tag verschoben, da schlimmes Regenwetter eingetreten war. Glücklicherweise schloß der Himmel seine Schleusen während der Dauer der Vorführung.

Unter Leitung der Turnlehrerin Elly Löfstrand marschierten unabsehbare Kolonnen von Frauen in weißer Bluse und blauer Turnhose über den grünen Rasen und stellten sich in flotter Haltung und vorbildlich ausgerichtet auf. Die Uebungen boten in der genauen Ausführung ein sehr schönes Bild, viele davon verwenden wir auch in unsern schweizerischen Frauenturnvereinen, andere empfanden wir als zu steif oder zu ruckhaft. Besonders eindrücklich waren die Bodenübungen, nicht nur wegen des aufgeweichten und auf die weißen Blusen abfärbenden Bodens, sondern wegen des bessern Ueberblicks. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie die 10 000 Beine lustig zappelten beim „Velosahren in Rückenlage". Volkstanzähnliche Hüpfübungen beschlossen die Vorführung, und dann vollzog sich der halbstündige Abmarsch unter begeistertem Beifall der vielen Tausend Zuschauer. Wenn auch nicht alle Vorüberziehenden mehr schlank wie die Birken in Schwedens Wäldern waren, so beglückten sie doch Auge und Herz mit ihrem stolzen, freien Gang, ihrer Disziplin und ihrem strahlenden Ausdruck trotz Bodennässe und -anhänglichkeit. D J.

Politisches und Anderes

Die Abwertung des englischen Pfundes

ist über Nacht zur Tatsache geworden. Seit dem 18. September 1949 gilt es statt 4,03 Dollar nur noch 2,8 Dollar, also etwa zwei Drittel seines frühern Wertes. Diese für die internationale Wirtschaft einschneidende Neuerung hat sofort die Abwertung der Währung in den Ländern des sog. Sterlingblockes zur Folge gehabt, Südafrika, Australien, Neuseeland haben sich angepaßt; auch in Indien, Israel, Aegypten, Eire, Dänemark, Norwegen wurde die Landeswährung dem neuen Sterlingkurs angepaßt. Der schweizerische Bundesrat hat in einem Communiqué bekannt gegeben, daß die bisherige Goldparität des Schweizerfrankens auch weiterhin bestehen bleibe. Wie sich die weltwirtschaftlichen Folgen der Pfundabwertung im Export und eventuell auch im Fremdenverkehr auswirken werden, wird die nahe Zukunft zeigen.

Zum ersten Präsidenten

der neuen Bundesregierung Westdeutschlands wurde Prof. Dr. Theodor Heuß, ein süddeutscher Wissenschafter und demokratischer Politiker, gewählt. Prof. Heuß wirkte bis 1933 in Berlin, er war auch Reichstagsmitglied, distanzierte sich aber vom politischen Leben, als 1933 Hitler an die Macht kam.

Weitere Rüstungskredite

Der amerikanische Senat hat einen Kredit von 1 300 000 000 Dollars für amerikanische Rüstungshilfe an Europa bewilligt.

Die Palästina-Konferenz,

an der seit Monaten israelitische und arabische Delegierte in Lausanne tagten, ist zu Ende gegangen, nachdem sie ein letztes mal mit der Versöhnungskommission der UNO zusammen tagte. Diese Kommission wird die noch schwebenden restlichen Fragen betreffend die arabischen Flüchtlinge und etliche Grenzbereinigungen in New York weiter bearbeiten. Sie errichtet ein Sekretariat in Jerusalem, welches den beiden Parteien weiterhin als Vermittlungsstelle dienen will.

Ein Jugendhaus

großen Stiles soll in Zürich, im Zentrum der Stadt, erstehen. Nachdem längere Zeit gute Erfahrungen mit den Tanzabenden mit alkoholfreier Bewirtung für die Jugendlichen, in Zusammenarbeit der Vereinigung „Ferien und Freizeit" mit dem Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften gesammelt worden sind, hat unter der initiativen Leitung von Frl. Marie Hirzel in Zürich die Gründungsversammlung für ein Initiativkomitee zur Erstellung eines Jugendhauses stattgefunden. Architekt Fischli skizzierte das Haus, das Werkstätten, Klub- und Kursräume, einen Turnsaal, ein kleines Kino, ein Restaurant und sogar einen Kindergarten (für die Kinder Ausgänge machender Mütter) enthalten soll. Nicht weniger als 2½ Millionen sind budgetiert. Ein Vertreter des Stadtrates gab seiner Sympathie für das Projekt Ausdruck. Das neue Komitee mit Frl. Hirzel an der Spitze wird sich nun energisch des Planes annehmen. Man erinnert sich an das viel kleinere Jugendhaus, das vor zehn Jahren an der Landi dieser Idee schon Freunde gewann und wünscht einem solchen Zentrum gesunder Jugendbetreuung allen Erfolg.

Keine Stewardessen mehr?

Sie bewähren sich sehr gut, die schmucken Stewardessen. Nur zu gut ... denn soeben soll beim britischen Luftfahrtdienst beschlossen worden sein, statt Stewardessen künftig männliche Betreuer der Fahrgäste anzustellen, weil ... die Stewardessen zu viel und zu schnell heiraten. 25 Prozent von ihnen sollen, zumal von den südamerikanischen Fluglinien weg, in den letzten Monaten geheiratet haben. Da aber die Ausbildung und die Ausrüstung dieser jungen Frauen den Arbeitgeber ein hübsches Geld kosten, sei ein solches allzu kurzes Rentieren der investierten Kapitalien nicht tragbar. Wäre dem nicht anders abzuhelfen, zum Beispiel durch ein Verpflichten der Ausgebildeten zu einer minimalen Dauer der Dienstleistung? Oder müßte man am Ende darauf sehen, daß bei der Auswahl der Anwärterinnen eine gewisse allzu große Hübschheit als ungeeignet verpönt werde?

Was es alles gibt!

In Bordeaux wurde ein Kongreß der Aerztevereinigung „Freunde des Weines" abgehalten, an dem beraten wurde, wie der Weinkonsum zu

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben
ZÜRICH Unfall

„Lassen Sie mich, Vater — lassen Sie mich!" sagte sie halb schmollend, halb verlegen, wenn er sie so im Zimmer auffing und sie festhielt, und sie machte sich los und sträubte sich.

Sie war ärgerlich darüber.

Ludischevadel aber tat der Vater dann leid, sie wußte selbst nicht weshalb.

Er kam ihr wie gekränkt und zurückgestoßen vor und sie hatte einen Aerger über ihre Schwester, — weshalb tat sie das dem guten Manne an? Ludischevadel sprach darüber mit ihrem Verlobten, als sie miteinander bei Sonnenuntergang zur Wildrause gingen, um die Rehe kommen zu sehen. Da schlang er den Arm um sein Mädchen und sagte: „Ludovika", er nannte die Schwestern bei ihrem Taufnamen, nie anders, „die ist ein rechtes Weibchen."

„Du, wie denn," frug Ludischevadel — „ich bin doch ein Weibchen?"

„Freilich, aber ein gutes dazu, ein ganzer Mensch, ein guter Kamerad und mein lieber Freund."

„Die Weibchen, die nur Weibchen sind", sagte Heinrich Strobel und wußte sich nicht recht auszudrücken — „die — die — vor denen graust's mich. Schöne Katzen und so hexenhaft wie Katzen — seelenlos. Wenn man nicht in sie verliebt ist, ist man so einsam mit ihnen wie mit einer Katze."

„Wie weißt du denn das?" frug Ludischevadel — und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Ludovika kennst du ja kaum. Sie kann auch anders sein. Sie kann manchmal gut sein, so mit einemmal, man weiß nicht wie, da fängt sie an zu weinen und es tun ihr längst vergangene Dinge leid."

„Ja wohl", sagte Heinrich Strobel trocken. „Meine erste Liebe war auch so. Verfluchte Katzen!"

„Aber sie ist doch deine Schwägerin", sagte Ludischevadel ruhig.

„Ach was — Schwägerin, die schert sich den Teufel darum — Schwägerin!" Heinrich Strobel lachte.

„Ach geh', du sollst sie eben gern haben — so ein Kind wie sie ist, wir haben uns alle miteinander gern im Haus."

„In der Familie muß man einen wie den andern lieben, Heinrich, sonst ist der ganze Frieden nicht mehr im Haus."

„Findest du es bei uns nicht mehr hübsch?"

Das alles frug und sagte Ludischevadel durcheinander.

Und er schloß sie in die Arme und küßte sie.

„Du bist mein Weibchen und mein Kamerad, dabei bleibt'", sagte er. — „Mir ist so wohl!"

Es war der ganze Frieden oben im Rödchen, wie Ludischevadel gesagt hatte, so wie Frieden auf Erden aussieht. Die Mutter und Ludischevadel und der Verlobte, die waren wirklich friedlich. In dem treuen unbiegsamen Herzen des Försters aber saß jetzt ein Wurm. Es graute ihm vor der Vereinsamung, wenn die Töchter einmal alle aus dem Hause sein würden. Da konnte er sich in Ruhe nicht hineinfinden.

Die verheiratete Tochter war ihm wie gestorben und die Ludischevadel stand nur mit einem Schritt mehr im Haus — und nur Schlimpimperlein lebte ihm noch ganz, war noch ganz sein Kind. Die wollte er nicht hergeben.

„Mein Gott, was haben die Mädchen vom Heiraten — was haben sie denn, die armen Narren?" dachte er bei sich.

„Für Schlimpimperlein müßte mir schon einer vom Himmel fallen." Dem ersten besten wollte er sie nicht geben.

So saßen sie einmal alle beieinander und Schlimpimperlein neben ihrem Vater.

Der war den ganzen Abend auffallend still gewesen. Lutischevadel hatte schon gemeint, daß der Bock im Anzuge sei, aber da legte der Förster den Arm um Schlimpimperleins Nacken und zog sie zu sich heran und bückte sich zu ihr nieder und begann langsam und schwerfällig und bog sich immer tiefer zu Schlimpimperleins Ohr. Er sprach nur für sie allein: „Da war einmal ein Vater", sagte er — „dem ging es auf Erden sehr wohl. Er hatte ein schönes Haus, ein gutes Weib und drei Kinder, das waren lauter Mädchen, er hatte sie alle drei sehr lieb, die älteste hieß Schmirankel, die mittelste Ludischevadel und die jüngste war die Schlimpimperlein."

Jetzt paßten sie alle auf, denn der Vater erzählte etwas von ihnen selbst, aus dem eigenen Hause; aber weil er so ganz seinen großen blonden Kopf zu Schlimpimperlein hingebogen hatte, als wollte er es sie bloß hören lassen, da arbeiteten alle unverdrossen und taten, als ginge es sie nichts an. Heinrich Strobel zeichnete für Ludischevadels Wäsche die Namenszüge auf. Es lag ein ganzer Berg gezeichnete Wäsche und ungezeichnete vor ihnen, und er war dahinter fast versteckt.

„Als die drei, Schmirankel, Ludischevadel und Schlimpimperlein klein waren", sagte der Förster leise, „da stritten sie miteinander und Schlimpimperlein sagte: ‚Ich hätte den Vater geheiratet, wenn er die Mutter nicht genommen hätte;' ‚nein', sagte Ludischevadel, ‚nein, ich hätte ihn geheiratet.' Darüber stritten sie alle drei miteinander. Schlimpimperlein aber meinte, sie hätte es zuerst gesagt.

„Der Vater nahm sie, eins nach dem andern auf seine Knie, schaukelte sie und hatte seine Freude an ihnen und war stolz auf sie.

„Als sie aber groß wurden, da dachten sie nicht mehr daran, den Vater zu heiraten — sondern ein reicher vornehmer Mann kam und holte die Schmirankel zum Weib — und sie verließ das Vaterhaus und ging ihrem Glücke nach.

„Sie hatte ihn lieb und er hatte sie lieb und sie bekamen Kinder, aber ein Krieg brach herein und die Armut kam und der Meister Tod und Schmirankel war traurig und betrübt — kein Mensch kann solchem Leid entgehen.

„Aber auch Ludischevadel folgte einem Manne, einem reichen Fürsten, und auch sie ging ihrem Glücke nach und war glücklich; aber kein Glück besteht auf Erden. Der Mann wurde ihrer überdrüssig und verließ sie und nahm eine andere und ließ sie mutterseelenallein in Kummer und Schmerz.

„Kein Mensch kann solchem Leid entgehen, wenn es über ihn hereinbricht.

„Und als sie an ihren Schwestern sah, wie das Schicksal mit den Menschen umspringt und wie auf Erden kein Glück ist, dem man vertrauen kann, da sagte sie unter heißen Tränen: Da ist ja mir das allerbeste Teil geworden.' — Und sie blieben bei

steigern wäre. Wein sei dem Menschen nicht nur zuträglich, sondern lebensnotwendig. Ein Geistesarbeiter müsse täglich einen halben Liter Wein, ein Schwerarbeiter bis zu anderthalb Liter täglich trinken, Frauen einen Drittel weniger. Wir erinnern uns, daß von dieser Vereinigung schon vor Jahren eine blühende Weinpropaganda auch in der Schweiz inszeniert wurde. Jetzt haben wir es mit der Anpreisung des eigenen gepanschten und ungepanschten Weines schon zu genügender Selbständigkeit gebracht! — Die Traubenernte steht bevor und wir hoffen, daß trotzdem viele und schöne Trauben aus schweizerischen Rebbergen zum Rohessen auf den Märkten sichtbar sein werden.

E. B.

„Das kulturelle Erbe Indiens"

Die Indische Gesandschaft in Bern veranstaltete am 12. September einen interessanten Vortrag, verbunden mit einer Filmvorführung über das eingangs genannte Thema. Referentin war Frau Rukmini Devi, die Leiterin von Kalakshetra, dem großen Bildungsinstitut in Adyar, Madras.

Im ersten Teil der Veranstaltung sprach Frau Rukmini Devi in außerordentlich interessanter Weise über den Begriff „Kultur" nach der indischen Auffassung. Sie wies darauf hin, daß gerade das, was im europäischen Denken so untrennbar mit „Kultur" verbunden ist, nämlich der technische, intellektuelle und materielle Fortschritt, in Indien nicht zur Kultur gezählt wird. Als Kultur wird vielmehr die geistige Entwicklung betrachtet, die dazu führt, daß der Mensch in Harmonie mit dem Höchsten lebt, daß er harmonisch denken, reden und handeln lernt. Demzufolge ist Kultur nicht eine Sache der „Gebildeten" allein, sondern geht reich und arm in gleicher Weise an. Diesem Begriff der Kultur entspricht es, daß Religion nicht eine Angelegenheit für besondere Anlässe darstellt, sondern eine Haltung zum Leben bedeutet, die sich im Alltag manifestiert.

Diese geistigen Grundlagen der Kultur sind im ganzen Leben des indischen Volkes spürbar, auch in der Kunst, die mit Religion und Philosophie zusammen untrennbar im Volksleben verwurzelt ist. Der Tempel ist immer zugleich eine Kunststätte, in dem nicht nur der darstellende Künstler beheimatet ist, sondern auch der Dichter und der Tänzer. — Das kulturelle Erbe Indiens ist ein geistiges Erbe und ist auch heute noch bestimmender Faktor für die weitere Entwicklung. Zwar wird das moderne Indien ebenfalls nach technischen Fortschritten streben und dieselben ohne Zweifel verwirklichen. Die wahre Größe Indiens wird aber nie auf diesem Gebiet liegen, sondern in seiner geistigen Kultur, die für seine Zukunft ebensosehr eine Notwendigkeit darstellt, wie für das Wohlergehen der ganzen Welt. Es wird das die wertvollste Gabe sein, die der Osten dem Westen zum Austausche gegen seine wertvollsten Errungenschaften anbieten wird.

Nach diesen Ausführungen zeigte Frau Rukmini Devi einen Film über Kalakshetra, den „Tempel der Künste", wie diese Bildungsstätte zutreffend genannt wird. Es ist eine Gründung der Frau Annie Besant und umfaßt heute Ausbildungsmöglichkeiten für Schüler und Schülerinnen aller Altersstufen. Kleine Kinder werden in Montessori-Kindergärten betreut, größere lernen schreiben und rechnen. Man sieht in das chemische Laboratorium, wo alles kunstgerecht mit Flaschen und Reagenzgläsern hantiert, dann blickt man in eine Sanskritklasse, die im Freien unter Bäumen arbeitet. Wie vor tausend Jahren sitzt der Lehrer mit untergeschlagenen Beinen da, und die Schüler kauern vor niedrigen Tischchen am Boden. Knaben und Jünglinge tummeln sich bei einem Cricketmatch und waschen sich nachher unter einer im Grünen angebrachten Wasserleitung. Staunenswert empfinden wir besonders die ausgiebige Beschäftigung mit Gesang und Tanz, die sicher weithin die allgemein feststellbare Grazie der Bewegungen erzeugen und den Sinn für das Schöne wecken. In zahlreichen Klassen wird musiziert mit verschiedenartigen Instrumenten, dazu wird gesungen. In den Tanzklassen werden die uralten sakralen Tänze und Tanzbewegungen eingeübt, bei dem vor allem das vielfältige subtile Spiel der Hände auffällt. Diese Gesten sind derart sprechend, daß es keine Worte zur Begleitung braucht.

Der Film bietet auch Einblick in einen Sektor vom Außendienst des Instituts: in den Dörfern werden Lese- und Schreibkurse bei der gesamten Bevölkerung ohne Rücksicht auf das Alter durchgeführt, desgleichen sucht man die Dorfbewohner zu vermehrter Hygiene anzuhalten, wozu offenbar die Begeisterung teilweise fehlt.

Nicht vergessen seien die Werkstätten in Kalakshetra, wo gemalt, modelliert, gehobelt und gewoben wird. Die Stoffe, die dort hergestellt werden, entzücken sehr durch ihre schönen Farben und kunstvollen Muster.

Die Veranstaltung bot in äußerst dankenswerter Weise Gelegenheit, Bildungs- und Schulungsmöglichkeiten eines andern Landes kennenzulernen. Für uns Frauen ist das stets etwas vom Interessantesten. Im vorliegenden Falle hat uns noch besonders interessiert, daß eine Frau die Leitung eines so umfangreichen Instituts in den Händen hat. Bei uns wird es wohl noch eine Weile dauern, bevor man einer Frau soviel Verantwortung übertragen wird. (Wir möchten in Klammern übrigens noch darauf hinweisen, daß Frau Rukmini Devi eine reizende Dame ist, alles andere als eine durch ihre großen Pflichten um den Charme gebrachte Frau.) Wir wollen uns aber trotzdem immer freuen, wenn wir sehen dürfen, wie unsere Mitschwestern in aller Welt der Menschheit wertvolle Dienste leisten.

Lu.

Die Diskussion über den FHD geht weiter

Zum Artikel G. H.

Sicher wird sich manche Frau und manche Tochter und besonders diejenigen unter Ihnen, die bewußte Staatsbürgerinnen sind, mit der Tatsache unserer, auf vielen Gebieten immer noch bestehenden Rechtlosigkeit und der Frage des Sich-Eingliedern in unsere Armee auseinandersetzen. Ich begreife diese Auseinandersetzung aus meiner persönlichen Erfahrung heraus gut. Aber, wenn wir uns ruhig und sachlich auseinandersetzen, so ergeben sich von unserm Standpunkt als Frau aus verschiedene Ueberlegungen, die uns zum FHD ja sagen lassen. So möchte ich G. H. die folgenden Fragen stellen:

Wenn sich unser Land wieder in Gefahr befinden sollte, würden Sie dann ruhig zu Hause bleiben? Ich bin überzeugt, daß Sie hier oder dort Ihre ganzen Kräfte einsetzen würden im Interesse unseres Volkes und unseres Landes.

Wenn wir mithelfen wollen unser Land zu schützen, müssen wir uns dann nicht zwangsläufig auf den Boden der Landesverteidigung stellen? Wenn dem so ist, wollen wir es als Frauen wieder in Kauf nehmen improvisieren zu müssen wie dies im Jahre 1940 geschah? Diese Frage werden Sie sicher mit nein verneinen, vor allem wenn wir an unsere heranwachsende Jugend denken.

Die Anmeldung zum FHD ist freiwillig geblieben, sie mußte freiwillig bleiben. Zwingen kann man die Frau erst, wenn man ihr die vollen bürgerlichen Rechte zubilligt. Der FHD besteht nun auf rechtlicher Grundlage und ich finde, daß es im Interesse von uns Frauen liegt, uns dafür einzusetzen, daß er gut aufgebaut werde. Durch die Vorschriften über die Musterungen, die in den Händen von vier verantwortungsbewußten, reifen Frauen liegen — sie erfüllen die Funktion von Aushebungsoffizieren — sind die Vorbedingungen dazu geschaffen.

Ich habe viele Hundert Diensttage hinter mir, aber der „Supperwiß" von dem G. H. schreibt ist mir nie zu Ohren gekommen. Ich bin überzeugt, daß heute ebenso wie in der Zeit des Aktivdienstes, einer FHD, die man so gröblich beleidigt, Schutz und Genugtuung zu teil wird. Eine aufrechte FHD darf sich das überhaupt nicht gefallen lassen. Wenn es trotzdem geschehen ist, so finde ich das außerordentlich bedauerlich. Es ist gerade hier noch zu sagen, daß dem Wunsche aus dem Kreis von FHD und weitern Frauenkreisen, es möchten Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten aufgeklärt werden über die Mitarbeit der Frau in der Armee, bereits Rechnung getragen worden ist und wird. Zum Schlusse möchte ich G. H. ein Diensterlebnis nicht vorenthalten. Es war auf der gemeinsamen Heimfahrt mit einigen jüngern Offizieren von einem Dienst, der an die FHD große Anforderungen stellte. Die Offiziere sprachen sich sehr anerkennend über die Arbeit der Kameradinnen aus, die so zuverlässig und tüchtig auf ihren schweren Posten standen und ganz spontan frug mich einer der Offiziere: „Warum wehrt Ihr Frauen Euch nicht besser für Euer Stimmrecht, oder sind Sie persönlich vielleicht dagegen?" Ich habe versucht, ihm die Schwierigkeiten klar zu machen. Es sind ja die Männer, die uns unsere bürgerlichen Rechte zuerkennen müssen. Der betreffende Offizier antwortete mir darauf, daß diese Frage kürzlich in ihrem Kreise diskutiert worden sei und dann sagte er, zu meinem freudigen Erstaunen: „Wir werden Euch helfen". Ich bin auch überzeugt, daß diese Offiziere nicht bei den Reinsagern waren. Wir haben immer noch nicht genügend Männer die uns helfen, nicht genügend Mütter, die ihre Söhne im richtigen Sinn und Geist erziehen und nicht genügend bewußte Frauen.

Da wir uns als Schweizerfrauen mit oder ohne FHD unserm Lande verpflichtet fühlen, doppelt, wenn es die Not erheischen sollte, so wollen wir, daß der FHD, auch vom Standpunkt der Frau aus eine gute Sache werde, zu der wir stehen können. Wenn wir dieses Ziel erreichen, so dienen wir unserm Lande und unserer Frauensache.

L. Just-Trümpy.

Zur Diskussion über den FHD

Antwort einer ehemaligen FHD, die 750 Diensttage geleistet hat: Mir tönt der männliche Ruf „Die Frau gehört ins Heim" noch zu deutlich in den Ohren, als daß ich mich jetzt wieder zum Frauenhilfsdienst melden würde.

Sicher lieben wir alle unser Vaterland. Wir lieben aber ebensosehr das Mutterland!

Alice Streiff-Sigerist.

Von internationalen Kongressen in Zürich

Die vom Kriege verschonte Schweiz ist wohl das bevorzugteste Land in Europa der heutigen Zeit für internationale Tagungen. So ist es denn kein Wunder, daß sich diese Kongresse in der größten Schweizerstadt, in Zürich, zumal in den Sommermonaten drängen.

Anfang August waren die Psychoanalytiker von 18 verschiedenen Nationen zu ihrem ersten Treffen nach dem letzten Weltkrieg beisammen. Die Veranstaltung stand besonders unter dem Zeichen der Erinnerung an Siegmund Freud, dem Begründer der Psychoanalyse und der Psychotherapie. Nach der Besetzung Oesterreichs durch die deutschen Truppen 1938, war er durch ausländische Freunde nach London gerettet worden und dort konnte er seine letzten Lebensjahre verbringen, zwar nicht in Ruhe und Frieden, — dazu war das Kriegsgeschehen zu nahe, — aber doch fern von Verfolgungen und Haß, umgeben von seiner Familie, von Freunden und Schülern. Erst allmählich hat die Allgemeinheit und auch viele seiner noch lange Zeit abseitsstehenden Fachkollegen erkannt, welche hervorragende Persönlichkeit unserer Zeit mit Freud dahingegangen ist. Seine Lehre von der Bedeutung des Unbewußten im menschlichen Seelenleben ist zugleich die Grundlage gewesen seiner Erkenntnis von der Bedeutung frühkindlicher Erfahrungen und Erlebnisse für die Psyche des Kindes, wie des erwachsenen Menschen. Wenn sich im Laufe der Jahre frühere Schüler von ihm getrennt haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß sowohl die Adler'schen wie die Jung'schen Forschungen ohne Freud's Lehren nicht denkbar sind. Sie haben nicht nur die psychiatrische und psychologische Wissenschaft entscheidend befruchtet, sondern fast alle Wissensgebiete wie die Pädagogik, und die Kriminalogie, die Völkerkunde, die Religions- und die Kulturgeschichte. Die Beschäftigung mit sogenannten tiefenpsychologischen Problemen ist heutzutage fast zu einem Allgemeingut, man kann wohl sagen, „Mode" geworden. Ganz gewiß ist eine Popularisierung gar nicht im Sinne Freud's. Die Psychotherapie in Gestalt der Psychoanalyse gehört nur in die Hand speziell dafür ausgebildeter Personen, und auch der Arzt oder Lehrer, auch der Psychologe ist nicht ohne weiteres befugt, ohne Spezialausbildung, sie auszuüben. In erster Linie ist sie eine ärztliche Behandlungsmethode zur Heilung seelischer Störungen.

Die Fülle der in den Kongreßvorträgen behandelten Themen ließ die Weite der Gesichtspunkte der Freud'schen Lehre erkennen. Den Schluß der Tagung bildeten einige Filme, in denen das Verhalten des Kindes im frühesten Alter in Angst- und Furchtsituationen im Bilde aufgefangen worden ist. Ferner wurde im Film das Verhalten des Säuglings und Kleinkindes gegenüber der Nahrung und während der Nahrungsaufnahme gezeigt. Den erklärenden Text vermittelte Anna Freud, die besonders durch ihre Methode der Behandlung kindlicher psychischer Störungen mit Hilfe der Spielanalyse bekannt ist. Sehr interessant war die Einstellung der verschiedenen Kinder zu beobachten, von der wütenden Ablehnung des appetitlosen Kindes oder des Trotzköpfchens, bis zur wahren Gier richtiger kleiner Fresser. Hier kommen physische wie psychische Bedingungen zusammen, um solche Verhaltensweisen zu erklären.

Gleich nach diesem Kongreß fand die internationale Rorschachtagung in Zürich statt, auf der zum ersten Mal an dieser Untersuchungsmethode interessierte Kreise — vor allem Psychiater und Psychologen — sich darüber aussprechen konnten. Es handelt sich um eine Untersuchungsmethode, die vor etwa 30 Jahren der junge Schweizer Psychiater Hermann Rorschach, damals Assistenzarzt im Burghölzli unter Eugen Bleuler, erfunden hat. Er versuchte damit, eine Methode zu gewinnen, die erlauben sollte, das gestörte Seelenleben seiner Patienten besser und tiefer zu erforschen, als dies andere Methoden gestatteten, die von der experimentellen Psychologie ausgearbeitet worden waren. Er verwendete verschiedene Klexbilder, die an sich sinnlos, dem Patienten vorgelegt werden, um ihn zu befragen, was er in diesen Bildern an ihm bekannten Formen herein- resp. herausdeuten kann. So nannte R. seinen Test, d. h. diese psychologische Untersuchungsmethode, „Formdeutversuch". Schon R. hatte bemerkt, wie ihm diese außerordentlich viel Material lieferte zum charakterologischen Verständnis seiner Patienten und seither ist sie auch für die Psychodiagnostik normaler Menschen — auch von Kindern — sehr wichtig geworden. Der frühe Tod verhinderte den Entdecker dieses Verfahrens, es selbst weiter auszubauen und weitere Erfahrungen mit ihm zu machen. Seither ist diese Methode in erster Linie von Schweizer Seite zum Gegenstand eifriger Forschung gemacht worden, an der sich in steigendem Maße nun auch das Ausland beteiligt. Aber auch hier gilt, wie bei der Psychoanalyse — und wir können hinzufügen — auch z. B. bei der Graphologie, daß die ernsthafte Begutachtung nur in die Hände von speziell ausgebildeten und erfahrenen Personen gehört. Da aber diese Methode heutzutage schon in vielen Instituten angewendet wird, die der psychologischen und psychotechnischen Begutachtung dienen, und solche Gutachten vielfach vom Publikum beansprucht werden, schien es uns von allgemeinem Interesse, etwas darüber zu berichten.

Und nun noch zum Schluß sei einer ganz anders gearteten Tagung gedacht: sie war der Tanzkunst gewidmet. Wie im vergangenen Jahr, so trafen sich auch im August 1949 im schönen Kurhaus Rigiblick in Zürich eine internationale Gruppe von Tänzern, vor allem Tänzerinnen, zu einer Lehr- und Uebungswoche unter der Leitung hervorragender Meister ihres Faches. Der Berichterstatter hatte leider nur Gelegenheit, am letzten Tag dieses Kurses den Uebungsstunden beizuwohnen. Es war ein Genuß, Mary Wigmann bei ihrem Unterricht zu beobachten. In dieser choreographischen Lehrstunde verstand sie es in kürzester Zeit, ihre Schülerschar in einer Improvisation zu einer tänzerischen Gruppe zu vereinigen. Es sollte die Idee des „Wanderers im Staube" dargestellt werden. Der sich im Staube Schleppende, wird von einer Menschenwand am Vorwärtsschreiten gehindert, bis endlich doch diese Wand sich öffnet, und der Mensch erlöst dem Licht entgegenschreitet. Diese Darstellung gelang vorzüglich und bildete für die Zuschauer, wohl mehr noch für die Ausübenden, ein Erlebnis. Ganz anderen Charakter hatte die Unterrichtsstunde von Rosalie Chladek, die Schritte und Bewegungen ad hoc improvisierend ihren Schülern voran in größter Beschwingtheit die ganze Schar in mitreißendem Rhythmus zur Nachahmung inspirierte. Wieder anders, aber nicht weniger eindrucksvoll, eine Unterrichtsstunde des bekannten Meistertänzers Harald Kreutzberg, eine Lehrstunde von der Ausdrucksmöglichkeit verschiedener Bewegungen und ihrer Abwandlungen. Er selbst, von äußerster Geschmeidigkeit, unermüdlich vorführend und korrigierend, wirkt gewiß außerordentlich anregend auf seine Schüler. Der mehr theoretisch-pädagogisch eingestellten Lehrstunden von Kurt Jooß und Hans Zuellig, kann hier nur am Rande gedacht werden. Wir möchten nur noch folgende Bemerkungen hinzufügen: Es wird vielfach geklagt über eine allgemeine Gehemmtheit der Bewegungsfähigkeit und über eine Unfähigkeit der ejektiven Aeußerung bei normalen, erwachsenen Menschen, eine Gehemmtheit, die für viele eine recht erhebliche Beeinträchtigung im sozialen Leben bedeutet. Wäre dagegen nicht ein Heilmittel zu finden in einem Bewegungsunterricht schon in den ersten Schuljahren, in dem jene Freiheit des Bewegungsablaufes bei aller Gebundenheit durch eine Idee geübt würde? Man sage nicht, daß die Kinder genügend Gelegenheit haben, sich in Freiheit zu bewegen, ja sich auszutoben. Was hier gemeint ist, ist etwas anderes, es ist eben jene gebundene Freiheit, die unter einer Idee stehende Ausdrucksmöglichkeit und -Fähigkeit, die zu üben wäre. Eine gelockerte Bewegungsfähigkeit vermag sich auch im Geistigen auszuwirken und erzeugt jene Gelöstheit, über deren Mangel beim Erwachsenen geklagt wird. Man verwendet solche Methoden schon vielfach im Unterricht körperlich oder auch seelisch gestörter oder gehemmter Kinder z. B. bei Stotterern. Auch in der Eurythmie, der antroposophischen Ausdrucksgymnastik wird ähnliches angestrebt und besonders auch in der sogenannten Heileurythmie für Kranke verwendet. Hier denken wir an das normale frühe Schulalter, an das sich für bestimmte Schüler, die es besonders nötig haben, ein Unterricht auch in

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

einander, der alte Vater und das Schlimpimperlein und sie pflege ihn, bis der Tod sie schied. — Aber sie leben heute noch."

Da hörte der Förster mit seinem Märchen, wie abgebrochen. Sein Töchterchen hatte sich von seinem Arme losgemacht und stand mit heißem Gesicht und mit Tränen der Ungeduld von ihrem Stuhle auf.

„Nein, Vater, das wäre nichts für mich — das nicht — nein!" Und da brachen die Tränen aus ihren schönen Augen mit voller Gewalt hervor. — „Weshalb denn ich gerade!" schluchzte sie.

Der Förster stand auch auf und ging im Zimmer auf und nieder, hielt die Hände auf den Rücken und brummte in den Bart hinein: „Große Kinder — fremde Kinder." Er ging ganz gebückt, der starke Mann.

Sie rissen sich von seinem Herzen los, die Kinder, die einen sanft und kaum merklich, die andern schmerzhaft und grausam.

Er verstand den Lauf der Welt nicht und sträubte sich.

Die andern wagten nicht aufzublicken, als der Vater so auf und nieder ging, und Schlimpimperlein faßt mit schnell getrockneten Tränen, aber trotzig da.

Heinrich Strobel reckte seinen Kopf über den Wäschewall, der vor ihm lag, auf und sagte wohlgelaunt, um die schwüle Stille zu unterbrechen: „Aber Förster, daß Ihr den Strobel in einen reichen Taugenichts verwandelt habt, der noch dazu sein Weib sitzen läßt, darüber müssen wir noch miteinander ein Hüßchen rupfen." —

„Das weiß kein Mensch, was er tut oder nicht tut" — sagte der Förster feierlich. „Heut liebt man einander, morgen läßt man einander!"

„Aber Fürst ist der Strobel drum doch nicht, so wenig als er die Anne jemals läßt!" Dabei gab er seiner Braut einen herzhaften Kuß.

„Auch was Rechtes, Fürst! — Fürst oder Lump — Wurm oder Wurm. Es kommt auf eines heraus. Man soll an keinem Menschen hängen, das ist das Sicherste und Beste. Da schlägt man dem Schicksal ein Schnippchen. Merkt's euch — —

„Die Schlimpimperlein ist klug, die hängt hier an niemand. — Wohl ihr."

Das sagte der Förster bitter, während er auf das Mädchen blickte, das scheinbar gleichmütig über die Näherei gebückt saß.

„Wie eine Gans wird der Mensch gerupft, Strobel, bis er zuletzt so nackt und bloß dasteht wie zu Anfang. Zu Anfang weiß er nichts und zuletzt will er nichts mehr wissen, das ist der ganze Unterschied. Das bißchen Ehre, das sie einem lassen müssen — wohl oder übel — das ist zuletzt das Einzige, was bleibt. Man könnte sich die Mühe sparen."

Mit diesen Worten ging der Förster hinaus.

Ludovita, warum hast du denn das getan", frug Anne vorwurfsvoll, auf ihre ruhige milde Art.

Da weinte Schlimpimperlein und sagte: „Du hast gut reden. Was hat man denn vom Leben? Dir hätte er sagen sollen, du sollst bleiben — da hätte ich sehen wollen!"

„Wenn du einmal einen Bräutigam hast, wird er's dir auch nicht sagen. — Er läßt dich gehen, wie er mich gehen läßt", sagte die Braut ruhig.

„Er wollte dir ja nur zeigen, wie lieb er dich hat und da bist du — so."

„Da hätte er sagen sollen, was er wollte", antwortete das Mädchen. „Wie soll ich das verstehen."

(Fortsetzung folgt.)

Verwandt

Vor dem goldumrahmten Spiegel
steht die Schale aus Kristall
fein geschliffen, schön von Formen,
ist ihr Anblick mir Genuß,
und in ihrem Kelche schlummert
ein Geheimnis, das mich lockt:
Wenn im Raume Lieder klingen,
ruht sie stumm und unberührt,
doch bei einem hellen Tone,
— ihrem Eigenklang verwandt —
löst sich süß und wunderlieblich
Wiederhall von ihrem Rand.

Auch ein Lied, auf seinem Wege
zu den Menschen, findet oft
wohl ein kühles Nichtverstehen,
weil man anders fühlt und denkt.
Doch ein Herz, das gleich empfindet,
— auf verwandten Ton gestimmt —
nimmt es auf und gibt ihm Heimat,
da im Lied es sich vernimmt.

Elisabeth Heeren

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

BAHNHOFBUFFET
Zürich

oberen Klassen anschließen könnte. Gewiß vermöchte ein solcher Unterricht auch zu unnatürlicher Effekthascherei und zu schauspielerischer Selbstdarstellung zu verführen. Aber gerade dort, wo dieser Unterricht besonders am Platze ist, wäre dies nicht zu fürchten.

Freilich bedarf es dazu vorgebildeter Lehrer und Lehrerinnen. Es waren an diesem Kurs auf dem Rigiblick einige Gymnastiklehrerinnen und -Lehrer als Schüler beteiligt. Wir möchten wünschen, daß sie das Empfangene weitergeben werden, vor allem aber, daß auch die große Schar aller Kinder, nicht nur eine kleine Gruppe besonders bevorzugter Privatschüler, den Erfolg eines solchen Unterrichts verspüren dürften.

Dr. E. Liefmann

Das darf nicht sein . . .!

Ein Invalider, der an Klumpfuß und Halbseitenlähmung leidet, außerdem rachitisch ist und mit 10 Monaten eine Hirnhautentzündung durchgemacht hat, wird in einer Anstalt für bildungsfähige Schwachsinnige erzogen. Verschiedentlich wird es auch in einer Anstalt für Epileptische und einer orthopädischen Klinik behandelt. Der Versuch, ihn dauernd in einer Weberei zu beschäftigen, mißlingt, obwohl er die nötigen Fähigkeiten dazu besitzt. Er zieht es vor, seit seinem 20. Altersjahr zu hausieren und verwendet dabei seine Invalidität sozusagen als Reklame. Er kleidet sich betont schlecht, versucht Mitleid zu erregen, schimpft über die Hilfswerke. Daneben ist sein Verdienst recht, er kann sich allerhand Luxus erlauben, speist nach seinen eigenen Angaben öfters im Speisewagen, leistet sich Ferien zu Pensionspreisen von Fr. 12.50 im Tag usw. Alles schön und recht, wenn er nicht an das Mitleid appellierte und Hilfswerke verleumden würde.

Nicht der Weg des geringsten Widerstandes ist der beste für den Menschen und somit auch für den Gebrechlichen, sondern derjenige, der die Fähigkeiten zu ihrer vollen Entfaltung zu bringen vermag. Nicht das Mitleid der andern, sondern sein eigenes Schaffen und Können sollen auch dem Gebrechlichen durchs Leben helfen.

Die Werkstätten für Teilerwerbsfähige fördern diese Bestrebungen, indem sie dem Gebrechlichen ermöglichen, eine seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten angepaßte Berufsarbeit zu erlernen. Das Publikum kann diese Bemühungen unterstützen, indem es solche Demonstranten zurückweist und ihre Schimpferei durch Nachfragen bei den betreffenden Stellen entkräftigt.

Denn: Das darf nicht sein, daß Mitleid mißbraucht und das Vertrauen gegenüber den Hilfswerken untergraben wird und dadurch wirklich Hilfsbedürftigen weniger geholfen werden kann.

Pro Infirmis Zürich

Bally-Schuhe

Die Agor-AG. hat am 2. September in Zürich die Presse über die Schuhmode im Winter 1949—1950 orientiert. Im Sinne der kommenden Schweizerwoche und im Bestreben auch bei unseren Frauen das Interesse und die Verantwortung für ein heimisches Schaffen zu fördern, lassen wir gerne einige Hinweise über die beliebten Bally-Produkte folgen.

Bally gibt der Jugend, was ihr zukommt: Strapazierfähige, bequeme, praktische Trotteurs und Bootes für den Vormittag, flachabsätzige, doch liebliche Formen wie Débutante" und „Señorita" für den Nachmittag und interessante, leichte Abendschuhe „Premier bal" für den Abend.

Die Kollektion für die Dame ist unendlich reich. Für den frühen Morgen serviert Bally Boudoir-Slippers oder buntfarbige Mules. Für den Vormittag folgen rahmengenähte Trotteurs mit weichen, flexiblen Sohlen und herrlich weichem Oberleder, für den Nachmittag der flache und mittelhohe Absatz, wie denn auf Bequemlichkeit größter Wert gelegt wird. Darum auch die verdeckten Gummizüge, das elastizierte Leder; sie sorgen für vollendete Chaussierung. Viel Wildleder, auch Wildleder mit Lack oder Reptil ist charakteristisch für diese Wintermode. Die halbhohen Bottillons de luxe wirken leicht und beschwingt.

Uns will scheinen, als ob Bally höchste Genugtuung darin fände, Schuhe für den festlichen Abend zu kreieren. Wie kunstvoll verschlungen sind diese Riemchen und Bänder aus Gold- und Silbercrevreau, aufgelöst in ein zierliches Gitterwerk, oder auf Satin, der von goldenen Passepoil-Festons umrahmt ist!

Zu einer guten Kleidung gehört ein guter Schuh. Der Schuh muß aber immer mit dem Kleid, und vor allem mit dem Zweck harmonieren. Und nicht zu vergessen sei, daß ein guter, eleganter Schuh auch die einfache Kleidung heraushebt.

Veranstaltungen

In der 29. Herbstausstellung im Hof von Ligerz
(Dauer bis 23. Oktober)

sind eine Reihe von Kunstgewerblerinnen mit ihren neuesten Arbeiten vertreten. Clara Geiger-Woerner zeigt ihr reiche Schau an Webarbeiten aller Art, vom preisgekrönten Foulard bis zum großen Teppich, Hilde Wyß stellt handgeformte Keramik aus, Geo. Teutori Kleintrippenfiguren in Terrakotta und Frl. Geiser Arm- und Halsketten in glasierter Terrakotta.

Zürich. Frauenstimmrechtsverein (Union für Frauenbestrebungen). Oeffentliche Versammlung Montag, den 26. September 1949, 20.00 Uhr, im Klubzimmer des Kongreßhauses, 1. Stock, Eingang Alpenquai spricht Kantonsrat Dr. Hans Duttweiler, Präsident der vorbereitenden kantonsrätlichen Kommission für das Volksschulgesetz, über „Umstrittene Fragen aus dem kommenden Volksschulgesetz". Anschließend Diskussion.

Zürich. Lyceum-Club. Montag, 26. September, 15 Uhr. Vernissage der ersten Internationalen Austausch-Ausstellung Hamburg-Schweiz. Um 17 Uhr hält Frau Dr. von Kobell, Konservator am Landesgewerbemuseum Stuttgart einen Vortrag über die Entwicklung des Kunsthandwerks in Württemberg.

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Herr Dr. Fritz Blocher spricht Donnerstag, den 29. September, 20 Uhr 15, in der „Saftanzunft" über das Thema „Aus der Ehescheidungspraxis".

Bern. Frauenstimmrechtsverein. Einladung zu einem Vortrag über „Ziel und Weg unserer sozialen Arbeit gegen eine doppelte Moral", von Frau Dr. med. L. Turnau, Trogen. Donnerstag, den 29. September 1949, 20 Uhr, in der Schulwarte, Helvetiaplatz. Es laden herzlich ein: Frauenstimmrechtsverein Bern, Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, Sektion Bern des Schweizerischen Lehrerinnenvereins, Verein bernischer Fürsorgerinnen.

Bern. Lyceumclub: Freitag, 30. September, 20.15 Uhr. Austauschkonzert mit dem Basler Lyceumclub. Ausführende Béatrice Ganz (Klavier), Elly Katzigheras (Mezzosopran), Werke von Bach, Scarlatti, Beethoven, Schubert, Reger, Debussy. Eintritt für Mitglieder Fr. 1.—, für Nichtmitglieder Fr. 2.50.

Radiosendungen für die Frauen

Eine heitere Spätsommersendung „Unter der Pergola" läßt sich Montag, den 26. September um 14.00 Uhr zum letzten Male vernehmen. Diese Woche wird einmal weder „Probiert noch notiert", sondern Erica Schellenberg stellt Freitag, den 30. September um 14.00 Uhr die Frage: „Kann man aus diesem alten Garten wirklich noch etwas machen?", und anschließend, „In der halben Stunde der Frau" wird „Nochmals das Stiefmutterproblem" aufgegriffen.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstraße 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Jetzt eine Kur mit Schweizer Trauben*

Die Schweizer Trauben sind da. Saftstrotzend und goldig glänzend locken sie in den Ladengeschäften zum Kauf. Die Hausfrau bringt sie auch als Kuchen, Torte, Kleingebäck, Frappés und im Winter als Konfitüre auf den Tisch. Ein herrlicher Genuß!

Ein gesunder Genuß! Trauben verleihen dem Körper Kraftreserven für die Winterszeit. Vor allem enthalten sie aber auch die für die Entwicklung des kindlichen Organismus unerläßlichen Stoffe in reichen Mengen. Das Angebot dauert nur kurze Zeit. Profitiert vom Segen unserer schönen Rebberge, eßt Schweizer Trauben!

***Jeden Tag, zu jeder Mahlzeit** (S. P. Z.)

CB Der heimelige Teeraum Marktgasse 18 Gipfelstube W. DETTSCH, SOHN ZÜRICH

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAM

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee
HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Immer so ist ungesund!
Ein sauberes Haus, saubere Böden, aber viel, viel weniger Sklaven-Arbeit, dazu verhelfen die 3 Putzmittel der modernen Frau: Grafitol-Glanz, Grafitol und Bienenwachs-Bodenwichse Münster.
Bitte verlangen Sie Aufklärung und Prospekt, es kostet Sie nur ein paar Worte, sonst nichts.
Drogerie Finsler im Meiershof AG
Zürich
Erhältlich auch in Ihrer Drogerie oder Ihrem Spezialgeschäft

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Inserate haben Erfolg im „Frauenblatt"

Modistin empfiehlt sich zum Ändern von Filz- und Pelzhüten nach neuesten Modellen
Locht-Schneebeli, Zürich 10
Nordstraße 274 Tel. 26 76 89

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Inserieren bringt Erfolg!